

Meineckes Bismarck*

Im Gedenken an Gerhard A. Ritter (1929-2015)

1. Vorbemerkungen

Ein Historiker müsse alt werden, hat Leopold von Ranke einmal gegenüber Bismarck bemerkt. Ursachen und Wirkungen bestimmter Ereignisse könne man nur aus der Distanz, mit genügend zeitlichem Abstand, angemessen beurteilen.¹ Friedrich Meinecke war ein solch langes Historikerleben beschieden. Seine wissenschaftliche wie publizistische Wirksamkeit reichte von der Wilhelminischen Ära bis zur Adenauerzeit. Sie überdauerte zwei Weltkriege und mehrere politische Systemwechsel. Im Falle Meineckes ist es daher besonders reizvoll, der Frage nachzugehen, inwieweit sein Bismarckbild durch das Miterleben und Miterleiden eines „Zeitalters der Extreme“ (Eric Hobsbawm) Veränderungen erfahren hat.

Anders als der mit ihm bis Mitte des Ersten Weltkrieges eng befreundete, später aber aufgrund wachsender politischer Differenzen fremd gewordene Erich Marcks² hat Meinecke, der sich zunächst vor allem als hervorragender Kenner der preußischen Reformzeit einen Namen machte, keine Bismarck-Biographie hinterlassen. Dennoch ist Bismarck in seinem Werk fast ständig präsent. Denn immer wieder hat sich Meinecke im dramatischen Wechsel der Zeiten genötigt gefühlt, über die Zukunftsfähigkeit der von Bismarck verwirklichten Lösung der deutschen Frage neu nachzudenken.

Mit Blick auf die große Bedeutung, die wechselnde Zeiterfahrungen für die historische Urteilsbildung besitzen, erscheint es sinnvoll, die von Meine-

* Erweiterte Fassung des am 14. November 2014 in Friedrichsruh gehaltenen Vortrages.

1 Leopold von Ranke am 22. Februar 1877 an Otto von Bismarck. In: Leopold von Ranke: Das Briefwerk. Hrsg. von Walther Peter Fuchs, Hamburg 1949, S. 546 f., hier S. 546.

2 Zu ihrem Verhältnis vgl. Friedrich Meinecke: Erlebtes in Straßburg (1901-1906) und Erlebtes in Berlin (1914-1919) (geschrieben 1943/44). In: ders.: Werke VIII: Autobiographische Schriften, Stuttgart 1969, S. 162 f., 166 sowie 318. Zuletzt detailliert über Marcks: Jens Nordalm: Historismus und moderne Welt. Erich Marcks (1861-1938) in der deutschen Geschichtswissenschaft, Berlin 2003; Marc von Knorring: Erich Marcks und sein Bild der preußischen Geschichte. In: Hans-Christof Kraus (Hrsg.): Das Thema „Preußen in der Wissenschaft und Wissenschaftspolitik vor und nach 1945“, Berlin 2013, S. 101-117.

cke zu Leben und Werk Bismarcks abgegebenen Stellungnahmen entlang von drei markanten historischen Zäsuren zu untersuchen.

Mit dem Tod Bismarcks am 30. Juli 1898 und der kurz danach erfolgenden Veröffentlichung seines politischen Testaments, der ersten zwei Bände der „Gedanken und Erinnerungen“ (1899), begann in Deutschland ein heftiger Streit um die richtige Ausdeutung seines politischen Erbes. Auch Meinecke engagierte sich in dieser geschichtspolitischen Auseinandersetzung.³

Sechzehn Jahre später (1915) wurde in gänzlich veränderter Weltlage des 100. Geburtstags Bismarcks mit einer nicht mehr überschaubaren Flut von Gedenkartikeln und Festreden gedacht. Bei dem nachdenklichen Teil der Festgemeinde evozierte die allmählich realisierte Gefahr eines langen und verlustreichen Krieges vor allem eine Frage: Welche Maximen waren aus Bismarcks politischem Handeln für die Gegenwart abzuleiten? Meinecke befasste sich aber nicht nur mit der aktuellen Bedeutung des Reichsgründers⁴, sondern formulierte in seinem schon während des Krieges konzipierten Werk „Die Idee der Staatsräson“ auch eine grundsätzliche Neueinschätzung der Bismarck’schen Politik.⁵

Nur dreißig Jahre später (1945) war der von Bismarck geschaffene Nationalstaat untergegangen. Mit seiner unter widrigsten Umständen, nur aus dem Gedächtnis niedergeschriebenen Schrift „Die deutsche Katastrophe“ wollte der inzwischen 83jährige Meinecke der von ihm tief empfundenen Verpflichtung genügen, „jetzt durchgreifende Kritik an uns zu üben.“⁶ Die von Meinecke angemahnte genaue Überprüfung der deutschen Geschichte hatte sich dabei nicht zuletzt auch der Frage zu stellen, inwieweit das durch eine „Revolution von oben“ geschaffene Bismarckreich dem Aufbau einer stabilen Demokratie in Deutschland hinderlich gewesen war und somit zu „Hitlers Ermöglichung“ (Ernst Deuerlein)⁷ beigetragen hatte. Meinecke eröffnete so eine Debatte zu den langfristigen Auswirkungen der Herrschaft Bis-

3 Friedrich Meinecke: Die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks (1899). In: Ders.: Werke VII: Zur Geschichte der Geschichtsschreibung, München 1968, S. 228-240.

4 So vor allem in seinem Beitrag für das von Max Lenz und Erich Marcks im Auftrag Hamburger Bismarckvereine herausgegebene repräsentative Sammelwerk „Das Bismarck-Jahr“. Vgl. Friedrich Meinecke: Bismarck und das neue Deutschland. In: Das Bismarck-Jahr, Nr. 13 vom September 1915, Hamburg 1915, S. 223-240. Hier zitiert nach dem Abdruck in Friedrich Meinecke: Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Historische und politische Aufsätze, München 1918, S. 510-531.

5 Friedrich Meinecke: Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte (1924). Ders.: Werke I, 7. Aufl., München 1976.

6 Friedrich Meinecke am 22. November 1945 an Wilhelm Steffens. In: Ders.: Werke VI: Ausgewählter Briefwechsel, Stuttgart 1962, S. 240 f., hier S. 240.

7 Zitiert nach Klaus Hildebrand: Hitlers Ermöglichung und die preußisch-deutsche Geschichte. In: Michael Stürmer (Hrsg.): Die Weimarer Republik, Königstein/Ts. 1980, S. 368-373, hier S. 368.

marcks, die die deutsche Geschichtswissenschaft bis Mitte der sechziger Jahre intensiv beschäftigen sollte.⁸

2. Zur Beurteilung Bismarcks in der Friedenszeit des Kaiserreiches

Kindheit und Jugend Friedrich Meineckes wurden durch die Politik Bismarcks, ihre Erfolge und Misserfolge, bestimmt. Auf den Tag genau einen Monat nach Bismarcks berühmt-berüchtigter „Eisen und Blut“-Rede⁹ wurde Meinecke am 30. Oktober 1862 im beschaulichen Salzwedel (Altmark) geboren und wuchs als einziger Sohn einer konservativen und streng religiösen Postbeamtenfamilie in ebenso behüteter wie beengter Biedermeier-Atmosphäre auf. Diese Welt der Sicherheit geriet 1871 urplötzlich ins Wanken, als die Familie Meinecke aufgrund einer Strafversetzung des Vaters im Berliner Arbeiterviertel Friedrichshain ansässig werden musste. Der scharfe Kontrast zwischen der in Salzwedel erlebten sozialen Harmonie und dem von Klassengegensätzen bestimmten Lebensalltag im Nordosten Berlins, ließ den sensiblen Meinecke schon früh die Bedeutung der Sozialen Frage erahnen.¹⁰

Aber auch Preußens Glanz und Gloria erlebte der Berliner Neubürger unmittelbar mit. An der Hand seiner Eltern sah der Neunjährige im Juni 1871 die siegreichen preußischen Truppen durch das Brandenburger Tor einziehen und als farbentragender Verbindungsstudent nahm er 14 Jahre später mit Begeisterung am Fackelzug der Berliner Studentenschaft zu Ehren des siebzjährigen Bismarck teil.¹¹ Bismarckbewunderung war Meinecke also keines-

8 Einen guten Überblick über die damaligen Positionen vermittelt der Sammelband von Lothar Gall (Hrsg.): *Das Bismarck-Problem in der Geschichtsschreibung nach 1945*, Köln 1971.

9 In der neueren Literatur wird mehrheitlich von der „Blut und Eisen“-Rede gesprochen. Dem folgt auch die „Neue Friedrichsruher Ausgabe“, die aber nur die letzte, von Bismarck abschließend autorisierte Fassung berücksichtigt. In der älteren Literatur, so auch bei Meinecke, wird dagegen meist die Wendung „Eisen und Blut“ verwendet, was wahrscheinlich auch dem Wortlaut der Rede entspricht. Bismarck besaß die Gewohnheit, seine Manuskripte vor einer Veröffentlichung peinlich genau zu überarbeiten, was mannigfache Abänderungen nach sich zog. In diesem Fall ist eine Überprüfung der kursierenden Versionen aber schwierig, da seine Rede nicht protokolliert worden ist und man sich daher auf Presseberichte verlassen muss. Vgl. Lothar Gall: *Bismarck. Der weiße Revolutionär*, Berlin 1980, S. 257; Otto von Bismarck: *Gesammelte Werke Abteilung IV: Gedanken und Erinnerungen*. Bearbeitet von Michael Epkenhans und Eberhard Kolb, Paderborn 2012, S. 171.

10 Ausführlich zur Charakterbildung und Sozialisation des jungen Meinecke meine Untersuchung: *Friedrich Meinecke. Persönlichkeit und politisches Denken bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, Berlin 1995.

11 Friedrich Meinecke: *Erlebtes 1862-1901* (1941). In: ders.: *Werke VIII* (wie Anm. 2), S. 22 und 67.

wegs fremd, aber sie richtete sich bei ihm weit mehr auf den Reichsgründer als auf den Reichskanzler.

Gerade weil Bismarck mit seiner friedensbewahrenden Außenpolitik dem aufstrebenden Reich eine scheinbar unangreifbare Existenzgrundlage gegeben hatte, wurden die ungelösten innenpolitischen Spannungen von Meinecke umso schärfer wahrgenommen. Den im Innern unvollendet gebliebenen Nationalstaat durch eine Ära sozialer Reformen so zu verändern, dass er sich auf die Summe aller gesellschaftlichen Kräfte und nicht nur auf die des alten Preußen stützen könne, bezeichnete er immer wieder als die große politische Zukunftsaufgabe seiner Generation. Demgegenüber war für ihn der von anderen liberalen Gelehrten wie Max Weber¹² energisch geforderte Aufbruch zu einer deutschen Kolonial- und Überseepolitik von untergeordneter Bedeutung. Er lehnte ihn keineswegs ab, aber er wies in seiner Publizistik stets daraufhin, dass jede bedeutende Machtentfaltung nach außen sozialen Frieden im Innern voraussetze.¹³ Das Deutsche Reich musste sich sein weltpolitisches Reifezeugnis erst noch durch eine Reformära erwerben. Entschieden wies er den Vorwurf zurück, mit seinen Appellen nur liberale Gesinnungspolitik zu treiben. „Es wäre ja ein noch nie dagewesenes Wunder in der Geschichte“ – so verteidigte er etwa 1912 seinen Wahlkampfeinsatz für den Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei, den Ökonomen Gerhart von Schulze-Gaevernitz – wenn angesichts der „ungeheuren Veränderungen des wirtschaftlichen Daseins [...] die alten Formen unseres öffentlichen Lebens für die so plötzlich und mächtig zum Durchbruch gekommenen Gewalten in der Hauptsache noch genügen würden.“ Dem Zwang zur politischen Modernisierung, in dem er „etwas ganz Instinktives und Elementares“ sah, war nach seiner Überzeugung nicht zu enttrinnen.¹⁴ Als daher im März 1890 die sozialpolitischen Initiativen des jungen Kaisers zur Entlassung Bismarcks führten, hat der 28jährige Meinecke dieses Ereignis als möglichen Auftakt zu einer grundsätzlichen politischen Neuorientierung begrüßt. „Der Kaiser zieht einen gewaltig hohen Wechsel auf die Zukunft. Wenn er ihn einlöst, ist er historisch gerechtfertigt.“¹⁵

Nach Meineckes Überzeugung hatte nicht nur die deutsche Politik, sondern auch die Geschichtswissenschaft aus Bismarcks Schatten herauszutreten. Bereits in der ersten von Meinecke allein betreuten Ausgabe der „Hi-

12 Grundlegend: Wolfgang J. Mommsen: Max Weber und die deutsche Politik, 2. Aufl., Tübingen 1974.

13 Meinecke: Meinecke (wie Anm. 10), S. 98 ff.

14 Friedrich Meinecke: Der Sinn unseres Wahlkampfes (1912). In: ders.: Werke II: Politische Schriften und Reden, 4. Aufl., Darmstadt 1979, S. 49-52, alle Zitate S. 49 f. Zu dieser für die Gelehrtenpolitik der Zeit aufschlussreichen Episode vgl. Stefan Meinecke: Eine Wende zur Demokratie? Gerhart von Schulze-Gaevernitz und der Freiburger Professorenwahlkampf von 1911/12. In: Freiburger Universitätsblätter 38 (September 1999), S. 119-129.

15 Meinecke: Erlebtes 1862-1901 (wie Anm. 11), S. 104.

storischen Zeitschrift“ (Bd. 77/1896) setzte er sich von der borussischen Geschichtskonstruktion seines Förderers und Vorgängers Heinrich von Sybel ab, wenn er bemerkte, dieser habe „politische Ereignisse und Institutionen nach ihrem Erfolge“ beurteilt und dabei „die wichtige Frage“ übersehen, was denn an den früheren Anschauungen „wirklich begründet und gerechtfertigt war“. ¹⁶ Wie an dieser für Meinecke charakteristischen Äußerung gut abzulesen ist, barg seine Ideengeschichte ein zeitkritisches Potential, war sie doch in der Lage, die Bedeutung alternativer, nicht zur Durchsetzung gelangter Vorstellungen angemessen zu würdigen. Wer wie Meinecke in der Geschichte seiner Zeit eine Vielzahl unterschiedlicher, miteinander konkurrierender Entwicklungsmöglichkeiten enthalten sah, betonte damit auch die Entscheidungsmacht und Verantwortlichkeit der handelnden Individuen. An dem Grundsatz, dass „die Geschichte im innersten Kerne auf den Kräften persönlichen Lebens beruht“, erlaubte er keinen Zweifel. ¹⁷ Meinecke setzte sich so von allen Historikern ab, die den Staat der Gegenwart als das notwendige Produkt quasi gesetzmäßig wirkender, schon immer die Geschichte prägender allgemeiner Tendenzen und Triebkräfte zu verstehen versuchten. ¹⁸ In seiner vielzitierten Aufforderung, die Geschichtswissenschaft „dürfe sich, ohne Schaden zu nehmen an ihrem eigensten Wesen und Zwecke mutiger baden in Philosophie und Politik und werde erst dadurch ihr eigenes Wesen entwickeln können“, kam sein Unbehagen an einer antiindividualistischen Geschichtsbetrachtung, welche die Bedeutung politisch-moralischer Entscheidungen marginalisierte und gerade darum einen besonderen Objektivitätsanspruch für sich reklamierte, deutlich zum Ausdruck. ¹⁹ In Max Lenz, nach dem Tod Treitschkes (1896) der vermutlich meistgelesene Historiker Deutschlands, erkannte Meinecke den wichtigsten Exponenten der von ihm bekämpften Richtung. ²⁰ Dies mag verwundern, war Lenz doch nicht zuletzt durch eine zum 400. Geburtstag Luthers erschienene, offiziöse Lebens-

16 Ders.: Boyen und Roon (1895). In: ders.: Werke IX: Brandenburg, Preußen, Deutschland. Kleine Schriften zu Geschichte und Politik, Stuttgart 1979, S. 297-319, hier S. 297.

17 Ders.: Die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks (wie Anm. 3), S. 228.

18 Ein solcher Ansatz wurde vor allem von Max Lenz vertreten, der das globale Staatensystem von ähnlich allgemeingültigen Entwicklungsgesetzen beherrscht sah wie das Sonnensystem. Vgl. ders.: Die Großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert, Berlin 1900; zusammenfassend ders.: Ein Blick in das zwanzigste Jahrhundert (1900). In: ders.: Kleine historische Schriften, München 1910, S. 589-595. Dazu Meinecke am 7. Januar 1900 an Conrad Varrentrapp: „Lenz [...] entwickelt jetzt wirklich eine Art Ranke-orthodoxie [sic], die mir durchaus widerstrebt.“ In: ders.: Werke X: Neue Briefe und Dokumente, München 2012, S. 129 f., hier S. 129.

19 Ders.: Vorwort zur 2. Aufl. 1911. In: ders.: Werke V: Weltbürgertum und Nationalstaat, 9. Aufl., München 1969, S. 1 f.

20 Dies wurde bereits betont von Ernst Schulin: Friedrich Meineckes Stellung in der deutschen Geschichtswissenschaft. In: Michael Erbe (Hrsg.): Friedrich Meinecke heute, Berlin 1981, S. 25-49, hier S. 26 f.

beschreibung des Reformators hervorgetreten und hatte 1902 für die „Allgemeine Deutsche Biographie“ auch den Beitrag über Bismarck verfasst.²¹ Meinecke bemängelte aber auch an diesen Studien, dass „das eigentlich Biographische stark zurücktritt und die politische Kombination und Reflexion überwiegt.“²² Tatsächlich verabsolutierte Lenz die in der Gegenwart zur Herrschaft gekommenen Werte des nationalprotestantischen Bürgertums und projizierte sie in seinen Biographien konstruktivistisch in die Vergangenheit zurück, um schließlich seinem Publikum eine Heldengalerie geistesverwandter „Vorkämpfer“ und „Bahnbrecher“ präsentieren zu können. Die Vergangenheit wurde so auf eine Vorgeschichte der Gegenwart verkürzt und nach Meineckes Auffassung gerade des historisch Individuellen und Besonderen beraubt.

Für das Bild, das Meinecke im Laufe der neunziger Jahre von der preußisch-deutschen Zeitgeschichte entwarf, waren die erwähnten methodischen Prämissen von großer Wichtigkeit. Einerseits wertete Meinecke mit seinen monumentalen, zusammen fast 1.600 Seiten umfassenden Biographien über Boyen²³ und Radowitz²⁴ Persönlichkeiten auf, die als „gescheiterte Helden“ aus dem Rahmen einer borussischen Erfolgsgeschichte herausfielen. Andererseits war für Meinecke die Reichsgründung, die er als einen konservativ-liberalen Kompromiss interpretierte, keineswegs das alleinige Werk Bismarcks. Indem er den liberalen Anteil an der Reichsgründungspolitik nicht verleugnete, nahm Meinecke innerhalb der Geschichtskultur des späten Kaiserreichs eine Sonderstellung ein. Denn besonders die Neurankeaner um Max Lenz²⁵ waren mit Erfolg dabei, die Erinnerung an 1871 immer exclusi-

21 Vgl. Max Lenz: Martin Luther. Festschrift der Stadt Berlin für ihre Schulen, Berlin 1883; ders.: Bismarck. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 46, Leipzig 1902, S. 571-775. In erweiterter Form als selbstständige Schrift schon 1902 unter dem Titel „Geschichte Bismarcks“ veröffentlicht. Beide Darstellungen erwiesen sich als ausgesprochene Publikumsrenner und erlebten zahlreiche Neuauflagen.

22 Friedrich Meinecke am 23. Juni 1902 an Conrad Varrentrapp. In: ders.: Werke X (wie Anm. 18), S. 135 f., hier S. 136. Zu Meineckes wiederholter Kritik an Lenz vgl. vor allem ders.: Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland. In: HZ 89 (1902), S. 14-53 sowie in den „Neuen Briefen“ auch Nr. 34, S. 129 f. und 35, S. 130 f. Pikanterweise hatte Lenz, der eigentliche Meisterschüler Sybels, die Habilitation Meineckes mit einem Gutachten gefördert. Er reagierte „verschnupft“ auf die „Sonderwege“ seines zwölf Jahre jüngeren Kollegen und erwog 1902, sich aus dem Freundeskreis der von Meinecke herausgegebenen Historischen Zeitschrift zurückzuziehen.

23 Friedrich Meinecke: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, 2 Bde., Stuttgart 1896/99.

24 Ders.: Radowitz und die deutsche Revolution, Berlin 1913.

25 Zum Geschichtsbild des späten Kaiserreichs vgl. Wolfgang Hardtwig: Erinnerung, Wissenschaft, Mythos. Nationale Geschichtsbilder und politische Symbole in der Reichsgründungszeit und im Kaiserreich. In: ders.: Geschichtskultur und Wissenschaft, München 1990, S. 224-263; ders.: Bürgertum, Staatssymbolik und Staatsbewußtsein im deutschen Kaiserreich 1871-1914. In: ders.: Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500-1914, Göttingen 1994, S. 191-218, hier bes. S. 207.

ver auf den Genius Bismarck und den von ihm repräsentierten Machtwillen Preußens zu beschränken und so das Fundament für den bis weit in die Weimarer Republik von ungefähr 300 Vereinen gepflegten Bismarck-Mythos zu legen.²⁶ Meinecke beharrte dagegen aus seiner ideengeschichtlichen Perspektive darauf, dass der Reichsgründer „geistige Annexionspolitik“²⁷ betrieben und mit erstaunlicher Vorurteilslosigkeit wesentliche Forderungen der liberalen Einheitsbewegung verwirklicht habe. Der „wahrlich doch nicht geringe Anteil“, den seiner Meinung nach das deutsche Bürgertum an den Erfolgen Bismarcks für sich reklamieren durfte, ließ ihn jede Form von „übertriebener Heroentheorie“ ablehnen.²⁸ Schon die militärischen Erfolge der Jahre 1866 und 1870 beruhten nach Meinecke auf einer Politisierung des deutschen Volkes, deren Wurzeln er in der Reformzeit liegen sah. Damals „war [...] durch das in aller Herzen lebende Ideal der Humanität und des Sit- tengesetzes“ der „intensivste Bund zwischen Staat, Volk und Individuum“ geschlossen worden. In der späten Bismarckzeit sei dieser Idealzustand aber wieder verlorengegangen, da der Reichsgründer mit seiner nur mehr dem eigenen Machterhalt dienenden Politik große Teile des deutschen Volkes gegeneinander ausgespielt und als „Reichsfeinde“ ausgegrenzt habe. Dadurch aber waren die „wundervolle Harmonie und Innigkeit der geistigen und politischen Überzeugungen“, die nach Meinecke das politische Denken der preußischen Reformzeit ausgezeichnet hatten, verschwunden.²⁹

Schon zu Lebzeiten war Bismarck in allen Schichten des Bürgertums zur nationalen Kultfigur und damit zur politischen Autorität schlechthin avanciert.³⁰ Als er am 30. Juli 1898 starb, bemühte sich mit Max Lenz der führende Historiker des Wilhelminischen Deutschlands um eine verbindliche

26 Vgl. Hans-Walter Hedinger: Bismarck-Denkmäler und Bismarck-Verehrung. In: Ekkehard Mai und Stephan Waetzold (Hrsg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich, Berlin 1981, S. 277-314; Lothar Machtan (Hrsg.): Bismarck und der deutsche Nationalmythos, Bremen 1994; Christoph Studt: Das Bismarckbild der deutschen Öffentlichkeit (1898-1998), Friedrichsruh 1999; Hans Fenske: Das Bismarckbild der Deutschen. In: ders.: Preußentum und Liberalismus. Ausgewählte Aufsätze zur preußischen und deutschen Geschichte, Dettelbach 2002, S. 506-558; Robert Gerwarth: Der Bismarck Mythos. Die Deutschen und der Eiserne Kanzler, deutsche Ausgabe München 2007; Wolfgang Hardtwig: Der Bismarck-Mythos. Gestalt und Funktionen zwischen politischer Öffentlichkeit und Wissenschaft. In: Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 21 (2005), S. 61-90. Vgl. grundsätzlich zum Mythosbegriff der Historiker die exzellente Übersicht bei Matthias Waechter: Mythos. Version 1.0 vom 11.2.2010 [<http://www.docupedia/zg/mythos>] [Aufgerufen am 3.3.2015].

27 Friedrich Meinecke: Bismarcks Anfänge (1904). In: ders.: Werke IX (wie Anm. 16), S. 416-425, hier S. 418.

28 Ders.: Zur Geschichte Bismarcks. Teil I: Die Bismarckliteratur der letzten Jahre. In: HZ 87 (1901), S. 22-55, die Zitate S. 52 f. Dazu aus heutiger Sicht abwägend: Andreas Biefang: „Der Reichsgründer“? Bismarck, die nationale Verfassungsbewegung und die Entstehung des Deutschen Kaiserreiches, Friedrichsruh 1999.

29 Meinecke: Boyen und Roon (1895). In: ders.: Werke IX (wie Anm. 16), die Zitate S. 318 f.

30 Vgl. die in Anm. 26 genannte Literatur.

Deutung seines politischen Erbes. Bei der Gedenkfeier der Berliner Universität führte er aus: „Über das Grab hinaus“ habe Bismarck die Deutschen dazu aufgerufen, den von ihm geführten Kampf gegen die inneren Feinde des „evangelischen Kaisertums deutscher Nation“, gegen Demokraten und Liberale, fortzusetzen.³¹

Als Meinecke ein halbes Jahr später das politische Testament Bismarcks, die ersten zwei Bände der „Gedanken und Erinnerungen“, für die Historische Zeitschrift besprach, versuchte er der bereits grassierenden Vereinnahmung Bismarcks durch die politische Rechte entgegenzuwirken. Anstatt die vielen historisch fragwürdigen Passagen der von ihm zutreffend als „Kampfschrift“ charakterisierten Erinnerungen ausführlich zu diskutieren, hielt er es für angemessener, Bismarck aus der „Totalität seiner staatsmännischen und menschlichen Persönlichkeit zu verstehen.“³² Dazu wählte Meinecke einen ungewöhnlichen Weg: Ausführlich referierte er die von Bismarck über Personen, Klassen und Parteien gefällten Urteile. Sein Befund fiel eindeutig aus: Den politischen Strömungen und sozialen Gruppen seiner Zeit war der Reichskanzler außer Dienst nur noch mit Misstrauen und Kritik begegnet. Selbst über seine eigenen Standesgenossen, den preußischen Adel, äußerte er sich nur mit Vorbehalten. „Einsamkeit und Einzigartigkeit“ waren daher für Meinecke die eigentlichen Merkmale von Bismarcks Existenz.³³

Als Instinktpolitiker, der keiner Doktrin gefolgt war und somit die Politik als Kunst begriff, hatte Bismarck den Deutschen auch keine politische Lehre hinterlassen. Die Quintessenz der Erinnerungen bestand daher nach Meinecke in nichts mehr als der „großartig einfachen und aufrichtigen Ansicht, dass Stärke und Geschlossenheit der Nation das Erste und Nötigste sei.“³⁴ Wie Meinecke aber deutlich gemacht hatte, wusste Bismarck kein probates Mittel anzugeben, wie zu der ersehnten nationalen Geschlossenheit zurückzukehren sei. Im sozialen und weltanschaulichen Pluralismus einer modernen Industriegesellschaft vermochte der noch in der agrarisch geprägten Welt Altpreußens aufgewachsene Bismarck nur eine Kraft der Destruktion zu erblicken. Bei allem Respekt, den auch Meinecke dem Reichsgründer zollte, ließ er daher doch keinen Zweifel daran, dass der Verstorbene bereits zu Lebzeiten als eine historische, ja fast schon aus der Zeit gefallene Erscheinung von „tragischer Größe“ anzusehen war.³⁵

31 Max Lenz: Zu Bismarcks Heimgang [Gedenkrede vom 22. Dezember 1898]. In: ders.: Von Luther zu Bismarck. Kleine historische Schriften, Bd. 2, München 1920, S. 341-356, hier S. 356.

32 Meinecke: Die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks (1899). In: ders.: Werke VII (wie Anm. 3), S. 232 und 234.

33 Ebd.

34 Ebd., S. 240.

35 Ebd., S. 228.

Zum Abschluss seiner Rezension gelang Meinecke noch das Kunststück, den Reichsgründer selbst als Kronzeugen für die Notwendigkeit künftiger politischer Veränderungen aufzubieten: Einer gesunden Nation müsse man zutrauen, so stellte er unter Berufung auf Bismarck fest, dass sie Institutionen, die nicht mehr zu ihr passten, schon aus eigener Kraft abzuschütteln wisse.³⁶

Meineckes Bemühungen, den Reichsgründer zu historisieren und gegen zeitgeistkonforme Aktualisierungen sein Anderssein zu betonen, setzten sich noch auf einem anderen Feld fort: der Frage nach Bismarcks Verhältnis zu Religion und Kirche.

Kurz nach den Erinnerungen Bismarcks waren dessen aufsehenerregende „Brautbriefe“ (1900) erschienen, die seine im Kreise der pommerschen Pietisten um Adolf von Thadden-Trieglaff gemachten religiösen Erfahrungen zum Inhalt hatten.³⁷ Sie enthielten auch Bismarcks berühmten „Werbebrief“ vom Dezember 1846 an den streng pietistischen Vater seiner Braut, Heinrich von Puttkamer. In ihm bekundete der vormals areligiös lebende Bismarck seine Hinwendung zum christlichen Glauben, die er unter dem Einfluss seiner pietistischen Freunde vollzogen habe. Über die nur im Vergleich mit anderen Quellen zu ermittelnde Aussagekraft des Briefes und die Tragweite der geschilderten „Bekehrung“ entwickelte sich schon bald eine von Max Lenz ausgelöste Kontroverse. Der streng lutherisch erzogene Lenz konstatierte ohne jede weitere Quellenkritik eine tiefgreifende Wandlung Bismarcks, sah bei diesem eine „strenge Bekenntnisgläubigkeit“ wirken und feierte die Briefe als „reinste Offenbarung des deutschen Herzens.“³⁸ Zum Abschluss seiner zuerst in einem illustrierten Massenblatt des Scherl-Verlages publizierten dreiteiligen Artikelfolge über „Bismarcks Religion“ postulierte er eine tiefe Geistesverwandtschaft zwischen Reichsgründer und Reformator.

„Denn wenn es wahr ist, dass die Ideen der Reformation in dem Staat der Hohenzollern Leben gewannen und gerade die Epochen seiner Größe von ihnen getragen wurden, so muß [sic!] vor allem der Staatsmann, in dem sich der Genius des preußischen Staates recht eigentlich verkörperte, auf ihrem Grunde gestanden haben.“³⁹

36 Ebd., S. 240. Auf die rhetorische Finesse Meineckes, mit Bismarck gegen Bismarck zu argumentieren, hat bereits Rüdiger vom Bruch aufmerksam gemacht. Ders.: Ein Gelehrtenleben zwischen Bismarck und Adenauer. In: Gisela Bock/Daniel Schönpflug (Hrsg.): Friedrich Meinecke in seiner Zeit. Studien zu Leben und Werk, Stuttgart 2006, S. 9-19, hier S. 10.

37 Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Hrsg. vom Fürsten Herbert Bismarck, Stuttgart 1900.

38 Max Lenz, Bismarcks Religion (1901). In: ders.: Kleine historische Schriften (wie Anm. 18), S. 360-382, hier S. 362.

39 Ebd., S. 378 f.

Die Thesen von Lenz nahm Meinecke zum Anlass, sich intensiv mit Bismarcks „Bekehrung“ zu beschäftigen.⁴⁰ Er befragte dazu sogar Zeitzeugen aus den pommerschen Pietistenkreisen, sodass der aus seinen Forschungen hervorgehende Aufsatz bis heute als grundlegend gilt.⁴¹

Anknüpfend an seine Rezension der Erinnerungen, wo er von der „ganz und gar gesunden, einheitlichen und einfachen Grundnatur“ Bismarcks und der „Ungebrochenheit seiner Instinkte“⁴² gesprochen hatte, problematisierte er die von Lenz herausgestellte „Bekehrung“ anhand entwicklungspsychologischer Plausibilitäten. Eine „Bekehrung“ im vollen Wortsinne war für Meinecke im Falle des 31-Jährigen, in seiner Persönlichkeitsentwicklung längst abgeschlossenen Bismarck nur als Folge von besonders schweren, seine gesamte Existenz erschütternden Ereignissen vorstellbar. Zwar hatte Bismarck lange Zeit unentschieden zwischen einem Leben als adeliger Landjunker und einer Karriere als Staatsbeamter hin und her geschwankt und war dabei auch von depressiven Anwandlungen nicht verschont geblieben, doch stellten dies für Meinecke keine Tatbestände dar, die bei einer ansonsten höchst selbstbewussten Persönlichkeit ein religiöses Erweckungserlebnis hätten begründen können. Meinecke fühlte sich daher berechtigt, der „Bekehrung“ Bismarcks jede Dramatik abzusprechen: Der zuvor unter Einsamkeitsgefühlen leidende Junker habe sich im Kreis seiner pietistischen Freunde ganz einfach „menschlich heimisch“ gefühlt und in deren religiösen Überzeugungen zum Teil etwas gefunden, „was er brauchte und noch nicht hatte“.⁴³ „Bekehrung“ in diesem Sinne war keineswegs mit einem grundlegenden Wandel von Lebensweise und Weltanschauung verbunden. Bismarck hatte sich nach Meinecke dem Glauben überhaupt nur insoweit angenähert, als ihn der Gedanke an einen im Gebet ansprechbaren persönlichen Gott innerlich stärkte und so „recht eigentlich erst aktionsfähig für alles Kommen-de“ machte.⁴⁴ Meineckes Fazit lautete daher: „Sein Glaube diene seiner Persönlichkeit“ und nicht etwa trat die Persönlichkeit in den Dienst des Glaubens.⁴⁵

Bismarcks pragmatische Einstellung zur Religion entsprach nach Meinecke seinem Verhältnis zu anderen Lebensmächten: Er nahm fremde Einflüsse nur dann in sich auf, wenn sie dem „Herrscherdrange seines Ichs“ nicht

40 Vgl. Friedrich Meinecke: Bismarcks Eintritt in den christlich-germanischen Kreis (1903). In: ders.: Werke IX (wie Anm. 16), S. 416–425; ders.: Bismarcks Jugend (1909). In: ebd., S. 426–441, bes. S. 438 ff.

41 So zumindest die Einschätzung von Frank-Lothar Kroll: Der intellektuelle Bismarck. In: Bernd Heidenreich u.a. (Hrsg.): Bismarck und die Deutschen, Berlin 2005, S. 157–168, zu Meinecke bes. S. 166 f., Anm. 6 und 28.

42 Meinecke: Die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks (wie Anm. 3), S. 240.

43 Ders.: Bismarcks Eintritt (wie Anm. 40), S. 473.

44 Ders.: Bismarcks Jugend (wie Anm. 40), S. 439.

45 Ebd., S. 475.

widersprachen.⁴⁶ Trotz der vielfach von Bismarck beschworenen „Verantwortung vor Gott“ blieb er daher für Meinecke ein letztlich „freie[r] Vogel“. ⁴⁷ Mit dieser Deutung, die Bismarcks Religiosität in ihrer Bedeutung stark relativierte, widersprach Meinecke entschieden der um national-protestantische Identitätsstiftung bemühten Bismarck-Forschung seiner Zeit.

Ende 1907⁴⁸ präsentierte Meinecke mit „Weltbürgertum und Nationalstaat“ seine eigene, ideengeschichtlich sublimierte Sicht auf das 19. Jahrhundert. Das Werk avancierte durch seine neuartige „Verlebendigung und Verpersönlichung der Nationalstaatsidee“⁴⁹ zu einem vielgelesenen Klassiker und etablierte seinen Autor endgültig als einen der führenden Historiker des Landes.

Im ersten Teil seiner Untersuchung zeichnete Meinecke anhand der Schriften vornehmlich romantisch-konservativer Philosophen und Politiker den in Deutschland besonders komplizierten Weg zur Ausbildung eines modernen Nationalstaatsdenkens nach. In subtilen Einzelanalysen belegte er, wie sehr weltbürgerlich-universale Vorstellungen über die Mitte des Jahrhunderts hinaus im politischen Denken Deutschlands lebendig geblieben waren und während der Regentschaft Friedrich Wilhelms IV. zu einer Quelle fortlaufender politischer Misserfolge wurden. Mit Bismarck aber vollzog sich, gedanklich vorbereitet durch Hegel und Ranke, der entscheidende Durchbruch zur modernen Nationalstaatsidee. Die für seine Parteifreunde noch maßgebende Vorstellung einer gottgewollten Solidarität der christlich-konservativen Staaten überwand der Reichsgründer zu Gunsten einer ganz an den konkreten Machtinteressen Preußens orientierten Politik. Zustimmend zitierte Meinecke aus der berühmten „Olmütz-Rede“ des angehenden Politikers vom 3. Dezember 1850 die bekannten Worte, dass der staatliche Egoismus die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates sei, und identifizierte sich damit auch selbst mit der Idee des nationalen Machtstaats.⁵⁰

46 Ebd., S. 441.

47 Friedrich Meinecke am 21. April 1901 an Richard Fester. In: ders.: Werke X (wie Anm. 18), S. 130 f., hier S. 131. Aus heutiger Sicht vgl. Lucian Hölscher: Die Legende vom frommen Reichsgründer Bismarck. Neue Überlegungen zu Bismarcks Religiosität. In: Gerd Krumeich/ Hartmut Lehmann (Hrsg.): „Gott sei mit uns.“ Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 173-192. Merkwürdigerweise geht Hölscher auf den zentralen Aufsatz von Meinecke nicht ein und berücksichtigt nur die Vertreter der im Kaiserreich „herrschenden Lehre“ (Lenz, Marcks). Dadurch wird aber von ihm die Forschungsgeschichte nur defizitär wahrgenommen und seine Traditionskritik ist zu relativieren.

48 Meinecke: Weltbürgertum (wie Anm. 19). So Meinecke im Vorwort zur zweiten Auflage, die im Frühjahr 1911 erschien. Das Impressum im Buch selbst gibt dagegen als Erscheinungsjahr 1908 an, was gelegentlich für Verwirrung sorgt.+

49 So Ernst Schulin: Friedrich Meinecke. In: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Deutsche Historiker, Bd. 1, Göttingen 1971, S. 39-57, hier S. 42.

50 Meinecke, Weltbürgertum (wie Anm. 19), S. 270.

Voreilige Interpreten, allen voran der Initiator der Werkausgabe Meineckes, der Schweizer Historiker und Politiker Walther Hofer, und ihm nachfolgend Bernd Faulenbach, haben Meineckes Wertschätzung der Bismarck'schen Realpolitik auch auf dessen Schöpfung, das deutsche Kaiserreich, übertragen und behauptet, Meinecke habe in „Weltbürgertum und Nationalstaat“ das Werk von 1871 als schlechthin gelungene „Synthese von Macht und Geist“ gefeiert.⁵¹ Davon kann aber keine Rede sein.

Schon in seiner Einleitung⁵² hatte Meinecke ausdrücklich darauf hingewiesen, dass er die aus einer „Staatsbildung von oben her“, hervorgegangenen Nationalstaaten als „etwas höchst Unvollkommenes“ betrachte.⁵³ Deren Einheit war für ihn fragil und äußerlich, beruhte sie doch lediglich auf dem Vorhandensein gemeinsamer Rechts- und Verfassungsnormen. Damit werde „nur der äußere Wall der Macht“ geschaffen, innerhalb dessen die Nation „nun ihr inneres geistiges und gesellschaftliches Leben zugleich zu steigern und zu harmonisieren strebt“.⁵⁴ Der Staat hatte dabei nach Meinecke die Duldsamkeit der Weltanschauungen und Bekenntnisse sicherzustellen, ohne jedoch „die nationale Kultur zu nivellieren“.⁵⁵ Um Nationalstaat im vollgültigen Sinne zu sein, mussten sich in der Vorstellung Meineckes Staatsnation und Kulturnation frei entwickeln und begegnen können – ganz so, wie dies in der von ihm idealisierten Zeit der preußischen Reformen schon einmal der Fall gewesen war. In der Sicht Meineckes hatte Bismarck einen politischen Rahmen für die deutsche Nation geschaffen, mehr aber auch nicht.

Wie sehr Meinecke auf einer Liberalisierung des Bismarckreiches bestand, wurde im zweiten Teil von „Weltbürgertum und Nationalstaat“ deutlich. Auf der Grundlage bis dahin unzugänglicher Quellen aus dem Hausarchiv Friedrich Wilhelms IV. hatte er entdeckt, dass die Liberalen um von Gagern 1848/49 durchaus dazu bereit gewesen waren, „der deutschen Nation das Opfer der preußischen Staatseinheit zu bringen.“⁵⁶ Diese kühnen Pläne waren natürlich in hohem Maße dazu geeignet, die verbreitete Kritik am angeblich wirklichkeitsfremden Professorenparlament erneut zu bestätigen. Meinecke ließ sich davon freilich nicht beirren. Als er die Gelegenheit er-

51 So Bernd Faulenbach: *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 1980, S. 48 ff., hier S. 49. Ausführlich zu den geschichtspolitischen Implikationen der Meinecke-Forschung Meinecke: Meinecke (wie Anm. 10), S. 4-41.

52 Zu ihr vgl. die instructive Interpretation von Maike Steiger, der ich hier weitgehend folge. Dies.: *Schöpferische Restauration. Zur politischen Romantik-Rezeption*. In: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik*. 2003, S. 147-162, zu Meinecke bes. S. 150-153.

53 Meinecke, *Weltbürgertum* (wie Anm. 19), S. 14 f.

54 Ebd., S. 17.

55 Ebd., S. 19.

56 Vgl. dazu vor allem ebd., S. 301-348. Prägnant zusammenfassend ders.: *Preußen und Deutschland im 19. Jahrhundert* (1906). In: ders.: *Werke IX* (wie Anm. 16), S. 331-344, hier S. 336.

hielt, seine neuen Erkenntnisse auf dem Stuttgarter Historikertag von 1906 vorzustellen, historisierte er zur Überraschung seiner Zuhörer die bestehende Reichsverfassung als eine ursprünglich zwar lebensfähige, nun aber revisionsbedürftige Lösung der deutschen Frage.⁵⁷ In einem künftig immer mehr vom Industriekapitalismus geprägten Deutschland sah er keinen Platz mehr für die von Bismarck nach der Maxime des „divide et impera“ geschaffene Sonderstellung Preußens. Die von Meinecke bis zum Freiherrn vom Stein zurückverfolgten Überlegungen zu einer Auflösung Preußens im Dienste Deutschlands erhielten nun eine ganz andere politische Bedeutung, was Meinecke noch dadurch unterstrich, dass er sich abschließend auf die Zukunftsvisionen Friedrich Naumanns⁵⁸ berief. Die Resonanz auf Meineckes Vortrag, der exakte historische Forschung mit aktuellen Gegenwartsfragen zu verknüpfen verstand, war außerordentlich groß und reichte sogar bis in die englische Presse.⁵⁹

Auch in den folgenden Debatten um eine politische Neuordnung Deutschlands behielt Meinecke seine preußenkritische Haltung bei: Bereits im Mai 1912 forderte er die Abschaffung des preußischen Dreiklassenwahlrechts, im Dezember 1916 trat er noch vor Max Weber und Hans Delbrück für die Einführung des allgemeinen Reichstagswahlrechts in Preußen ein und 1918/19 gehörte er neben Hugo Preuß zu den wenigen prominenten DDP-Mitgliedern, die für eine Auflösung Preußens votierten.⁶⁰ Durchaus folgerichtig zog er damit die politischen Konsequenzen aus seinen Forschungen zum preußisch-deutschen Verhältnis im 19. Jahrhundert.

3. Zur Beurteilung Bismarcks unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges

Der Erste Weltkrieg, Geburtsstunde eines Zeitalters der Ideologien und Massenbewegungen, bedeutete auch für das historisch-politische Denken Meineckes eine einschneidende Zäsur. Zwar hatte er in seiner Publizistik einen Kriegsausbruch in Europa niemals kategorisch ausschließen wollen, doch

57 Vgl. ebd., S. 340 und 342-344.

58 Ebd., S. 343 f. Demokratie und Kaisertum (zuerst 1900) war 1905 in 4. Auflage erschienen. Naumann hatte dort programmatisch gefordert: „Wir müssen ein Volk heranziehen wollen, das bis in jede Faser modern ist, ein Volk der Eisenzeit, ein Volk der Produktion im größten und besten Stil. Alle Politik muß der Steigerung der Leistungskraft dienen. [...] Das Thema des Deutschtums heißt Industrialisierung! Das ist nach der Schaffung des Deutschen Reiches die größte deutsche Angelegenheit, das ist unsere nationale Frage.“ Friedrich Naumann: Demokratie und Kaisertum. 4. neubearbeitete Auflage, Berlin 1905, S. 26.

59 Vgl. Meinecke: Meinecke (wie Anm. 10), S. 128 f., Anm. 21-24.

60 Dazu vgl. Schulin: Meinecke (wie Anm. 49), S. 43 sowie ausführlich Stefan Meinecke: Parteien und Parlamentarismus im Urteil Friedrich Meineckes. In: Bock/Schönpflug (Hrsg.): Friedrich Meinecke in seiner Zeit (wie Anm. 36), S. 51-93, hier S. 77 f.

war er ebenso wie andere Zeitgenossen nicht in der Lage, die Dimension der kommenden Ereignisse vorauszusehen. Dass am Ende des Krieges die gewohnte Welt Alteuropas mit ihrer auf Vernunft- und Fortschrittsglauben beruhenden Kultur unwiderruflich in Trümmern liegen würde, entzog sich jeder Vorstellungskraft. Insofern waren die Kriegsjahre für Meinecke eine Zeit fortgesetzter, bis zur Erfahrung der Katastrophe gesteigerter Enttäuschungen: Das nach Maßgabe der historischen Erfahrung Unwahrscheinliche trat ein und stellte alle Bemühungen, die Gegenwart mit Hilfe der Vergangenheit zu verstehen, in Frage.

Als politischer Publizist und liberaler Wahlkämpfer hatte Meinecke in der Friedenszeit des Kaiserreiches ganz unter dem Eindruck der von Bismarck nicht bewältigten inneren Spaltung Deutschlands und seiner Vereinnahmung durch die politische Rechte gestanden. Der Name Bismarck war daher für Meinecke zu einem Synonym für die unzureichende politische und soziale Modernisierung Deutschlands geworden. Hatte Meinecke Bismarck so zunächst fast nur als Innenpolitiker wahrgenommen, so erfolgte im Laufe des Krieges ein grundlegender Wechsel in der Perspektive: Je stärker Meinecke unter der Unfähigkeit und dem Unwillen der Regierungen litt, den sich scheinbar endlos hinziehenden und enorme Verluste fordernden Krieg zu beenden, desto mehr wuchs sein Respekt vor der friedensbewahrenden Qualität der Bismarck'schen Außenpolitik. Als auch die trotz unerhörter Opfer an Menschen und Material ergebnislos verlaufende Schlacht an der Somme (1.7.-18.11.1916) nicht zur Aufnahme von Friedensverhandlungen führte, markierte dies für den tief erschütterten Meinecke eine Zeitenwende. Sein Bismarckbild verschob sich nun endgültig ins Positive.

Die Schwierigkeit, in einer Zeit großer Unsicherheit angemessen an Bismarck zu erinnern, trat 1915, im Jahr seines 100. Geburtstages, deutlich hervor. Man konnte ihr freilich entgehen, indem man sich in das Überhistorische, in den Mythos flüchtete. Der populäre, auch von kleinbürgerlichen Schichten getragene Bismarck-Kult beruhte seit seinen Anfängen auf einer radikalen Reduzierung der historischen Komplexität. Schon 1901 hatte Meinecke daher feststellen können, dass die wissenschaftliche Forschung mit ihrem Bemühen um Erkenntniszuwachs und der in 300 Vereinen organisierte Bismarck-Kult völlig getrennte Wege beschritten.⁶¹ Besonders sinnfällig manifestierte sich die Loslösung der Bismarck-Verehrung von allen konkreten historischen Inhalten im 1906 eingeweihten monumentalen Hamburger Bismarck-Denkmal. Landauf, landab verehrte man den Reichsgründer als das Symbol einer unbeugsamen, auf „Eisen und Blut“ vertrauenden nationalen Machtpolitik. Aus der vermeintlichen Gewissheit, dass eine solche Politik Deutschland schon einmal zum Sieg geführt hatte, bezog man nach

61 Meinecke: Zur Geschichte Bismarcks (wie Anm. 28), S. 22 f.

Ausbruch des Krieges Trost und Zuversicht. Der Wunsch, den sich bedrohlich in die Länge ziehenden Krieg möglichst rasch durch einen Sicherheit garantierenden „Siegfrieden“ zu beenden, kam im Bismarck-Kult des Jahres 1915⁶² lebhaft zum Ausdruck. Man wollte, ja man musste an Bismarcks heroische Größe glauben, war doch die Erinnerung an ihn und die von ihm siegreich verkörperten preußischen Tugenden untrennbar mit der Hoffnung auf einen guten Ausgang des Krieges verknüpft. Historischer Erkenntnisdrang konnte innerhalb dieser quasireligiösen, bisweilen an Formen der Volksfrömmigkeit erinnernden Verehrungskultur nur störend wirken. Prägnant formulierte die Schriftstellerin Marie Diers:

„Auch der ärmste Bauer, das Mütterlein auf der Ofenbank kann unseres Bismarcks Größe verstehen. Wir brauchen dazu weder Gelehrsamkeit noch Intelligenz, keinen Schimmer von Diplomatie und Politik [...] weil seine Tat er selbst ist, und seine Tat uns allen gehört. Und so fühlen wir in jedem Blutstropfen mit.“⁶³

Auch Meinecke machte, wenn er in seinem Jubiläumsaufsatz von 1915 an die „Riesengestalt des Reichsgründers“ und dessen angeblich „freie[s] und selbständige[s] Heldentum“ erinnerte, Konzessionen an den vorherrschenden Zeitgeschmack.⁶⁴ Doch in der Hauptsache blieb er standhaft. Mit einem „Leuchtfeuer im Sturme“ verglich er die Jubiläumsfeiern, doch war es bei genauer Betrachtung nicht vielmehr ein Irrlicht, das von ihnen ausging?⁶⁵ Meinecke selbst erweckte diesen Eindruck, ließ er doch keinen Zweifel daran, wie ein noch lebender Bismarck die weltpolitische Lage beurteilt hätte:

„Bismarck würde ohne Zweifel entsetzt gewesen sein, wenn er an die Möglichkeit der heutigen Weltgegnerschaft gedacht hätte, er würde im ersten Augenblick

62 Vgl. Egmont Zechlin: Das Bismarck-Bild 1915. Eine Mischung von Sage und Mythos. In: ders.: Krieg und Kriegsrisiko. Zur deutschen Politik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1979, S. 227-233. Wie das Jubiläum in den „gebildeten Schichten“ privatim begangen wurde, darüber berichtet anschaulich der Heidelberger Mediävist Karl Hampe: „Lotte [Hampes Frau, St. M.] hat in der Wohnstube eine geliebene Bismarckstatue aufgestellt. Sie und die Kinder sagten Gedichte, Lotti Goethes Verse fürs Blücherdenkmal, Ditel [Dorothea Hampe, Tochter] Wildenbruch und Hermann [Sohn] Fontanes Gedicht auf Bismarck. Ich hatte das Ganze mit einer kleinen Rede eingeleitet. Dazu: ‚Horch, Sturmesflügel rauschen‘, das Preislied von 1895 [verfasst zur musikalischen Ausgestaltung der Bismarck-Huldigung der deutschen Studentenschaft am Tage des 80. Geburtstages], und ‚Der Gott, der Eisen wachsen ließ‘ [Ernst Moritz Arndt].“ Vgl. Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914-1919, hrsg. von Folker Reichert/Eike Wolgast, 2. Aufl., München 2007, S. 217.

63 Marie Diers (wahrscheinlich 1915), zitiert nach Machtan: Nationalmythos (wie Anm. 26), S. 63, Anm. 59.

64 Meinecke: Bismarck und das neue Deutschland (wie Anm. 4), S. 510 und 511.

65 Ebd., S. 510.

entweder an einen unverantwortlichen Leichtsinn, oder an ein namenloses Unglück unserer Staatsmänner glauben.“⁶⁶

Die Aussage war eindeutig: Es war eine Illusion zu glauben, die zu Tage getretene politische Isolierung Deutschlands könne durch einen einfachen Rückgriff auf ein wie auch immer zu definierendes Erbe Bismarck beendet werden. Der Reichsgründer hatte einer „anderen weltgeschichtlichen [sic] Epoche“ angehört und folglich auch andere Aufgaben mit anderen Mitteln gelöst. Einmal mehr betonte Meinecke das Rückwärtsgewandte und Unzeitgemäße in Bismarcks Politik.⁶⁷ Insbesondere hatte der Reichsgründer mit seiner Kontinentalpolitik keine Lösung für Probleme anzubieten, die erst eine deutsche Weltpolitik heraufbeschwören musste. Mit seinem weitgehenden Verzicht auf „deutsche Weltgeltung“ hatte er den in Wirtschaft wie Wissenschaft längst vollzogenen Aufstieg Deutschlands zu einer Großmacht ersten Ranges nur gebremst statt gefördert. Zu der nach 1890 von den Nachfolgern Bismarcks eingeleiteten Politik einer aktiven Teilnahme Deutschlands am Kampf um die wirtschaftliche Erschließung der Welt und die Gewinnung von Kolonien gab es aber für Meinecke keine vernünftige Alternative. Das weltpolitische Engagement entsprach nicht nur dem innerhalb der deutschen Gesellschaft vorhandenen „Überschuss von Kraftgefühl, Unternehmungsgeist und Entdeckungsgeist“, sondern musste nach Meinecke vor allem erfolgen, um einer schnell wachsenden Bevölkerung auch in Zukunft Lohn und Brot geben zu können.⁶⁸

Galt Meinecke somit der Grundriss der Bismarck'schen Außenpolitik aufgrund veränderter Voraussetzungen als definitiv überholt, so galt dies jedoch keineswegs auch für ihre Methoden. Vor allem mit Blick auf die in Deutschland ausufernde Kriegszieldiskussion hielt er eine Rückbesinnung auf Bismarck als einen überragenden Repräsentanten einer realpolitisch denkenden, auf Mäßigung bedachten Außenpolitik für dringend geboten. So sehr also das Große und Ganze von Bismarcks Außenpolitik für Meinecke endgültig vergangen war, so sehr erschien ihm aber der sich in seinem politischem Handeln manifestierende besondere „Geist“ von bleibender politisch-didaktischer Relevanz zu sein.

66 Ebd., S. 528.

67 In diesem Zusammenhang werden von Meinecke genannt: ebd., S. 515: Ungelöste Spannungen zwischen Reichstag und Reichsregierung; S. 517: falsche Beurteilung der Sozialdemokratie und anderer Parteien; S. 520: übermäßig paternalistische Ausgestaltung der Sozialreform; S. 521: veraltetes Wirtschaftsideal der nationalen Autarkie; S. 522: keine Visionen für die Zukunft Deutschlands entwickelt; S. 524: Bedeutung der Kolonien gravierend unterschätzt; S. 525: Flottenbau nicht mit Nachdruck gefördert; S. 525: weltpolitische Konkurrenz mit England nicht vorhergesehen.

68 Ebd., hier S. 523 sowie S. 524 und S. 527 f. Dass Meinecke damit in Übereinstimmung mit der Nationalökonomie seiner Zeit die wirtschaftliche Bedeutung des Überseehandels enorm überschätzt hat, sei hier zumindest angemerkt.

Besonders die zu Kriegsbeginn von der staatlich organisierten Propaganda Englands⁶⁹ zur Mobilisierung einer nicht kriegsbereiten Bevölkerung betriebene Überhöhung des Krieges ins Ideelle, also seine Interpretation als Weltanschauungskampf, verstand Meinecke als ernste Mahnung, zum realpolitischen Denken Bismarcks zurückzukehren.⁷⁰ In seiner Publizistik forderte er daher immer wieder, dass man sich keinesfalls von Stimmen benebeln lassen dürfe, die aus dem Krieg einen welthistorischen Entscheidungskampf der Rassen oder Kulturen machen wollten. Dementsprechend lehnte er auch das „Gerede von unversöhnlichen Weltgegensätzen“ entschieden ab. Wahre Machtpolitik nach dem Vorbild Bismarcks müsse immer „elastisch“ und „flüssig“ bleiben, kenne daher auch keine vorzeitige Festlegung auf bestimmte Minimalziele und begründe vor allem mit ihren Friedensbedingungen keine ewigen Feindschaften.⁷¹ In diesem Sinne empfahl Meinecke ungeachtet der im August 1914 in Deutschland herrschenden Siegeszuversicht, mit Frankreich auf jeden Fall einen „Nikolsburger Frieden à la 1866“ abzuschließen.⁷²

Auch als sich Max Weber, der ein unbedingter Befürworter einer Parlamentsregierung und somit ein dezidierter Kritiker der Herrschaft Bismarcks war⁷³, Ende 1915 zur Kriegszielfrage äußerte, berief er sich ausdrücklich auf die in manchen ihrer „allgemeinen Maximen voraussichtlich für jede sachliche deutsche Politik als dauernd maßgebend“ anzusehende Außenpolitik Bismarcks.⁷⁴

Wer wie Meinecke von der Notwendigkeit überzeugt war, mit den Feinden über kurz oder lang doch einen Frieden nach dem Grundsatz „Leben und leben lassen“ abschließen zu müssen, konnte von der im Verlauf des Krieges immer mehr zu Tage tretenden Unfähigkeit der kriegführenden Regierungen,

69 Vgl. Michael L. Sanders/Philip M. Taylor (Hrsg.): *Britische Propaganda im Ersten Weltkrieg 1914-1918*, Berlin 1990; Meinecke: Meinecke (wie Anm. 10), S. 233 f.

70 Zu diesem Aspekt genauer Stefan Meinecke: *Friedrich Meinecke und der „Krieg der Geister“*. In: Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München 1996, S. 97-117.

71 Vgl. Friedrich Meinecke: *Wahrheit und Lüge* (Oktober 1914). In: ders.: *Die deutsche Erhebung von 1914*, Stuttgart 1914, S. 64-73, bes. S. 69; ders.: *Politische Kultur und öffentliche Meinung* (April 1915). In: ders.: *Probleme des Weltkrieges*, München 1917, S. 10-34, das Zitat S. 18 f.

72 So schon Friedrich Meinecke am 30. August 1914 an Gerhart von Schulze-Gaevernitz. In: ders.: *Werke X* (wie Anm. 18), S. 197 f., das Zitat S. 197.

73 Vgl. nur Max Weber: *Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland*. Kapitel 1: *Die Erbschaft Bismarcks* (Mai 1917). In: ders.: *Zur Politik im Weltkrieg*. Schriften und Reden 1914-1918, Tübingen 1988, S. 205-212.

74 Ders.: *Bismarcks Außenpolitik und die Gegenwart* (Weihnachten 1915). In: ders.: *Zur Politik im Weltkrieg*. Schriften und Reden 1914-1918, Tübingen 1988, S. 26-38, bes. S. 37 f. Sogar der pazifistische „Bund Neues Vaterland“ berief sich in einer Denkschrift auf den Reichsgründer: Casimir von Leyden: *Was täte Bismarck?*, Berlin 1915.

diese Erkenntnis in zielbewusstes politisches Handeln umzusetzen, nur entsetzt sein.

Meinecke, der ab 1915 von Bethmann Hollweg sporadisch zu Beratungen hinzugezogen wurde und Gesprächspartner führender Diplomaten wie Richard von Kühlmann war, erlebte in Berlin aus nächster Nähe mit, wie sehr der Handlungsspielraum der verantwortlichen Regierung durch die erfolgreiche Agitation der kategorisch einen „Siegfrieden“ fordernden Rechten eingeengt und Anfang 1917 mit der verhängnisvollen Entscheidung für einen unbeschränkten U-Boot-Krieg sogar „wider besseren Wissens“ eine Kapitulation vor den nationalistischen Scharfmachern vollzogen wurde.⁷⁵ Nicht besser stellte sich für Meinecke die Lage bei den westlichen Kriegsgegnern dar. Die grauenhafte Schlacht an der Somme, die der über den Sommer 1916 fast pausenlos angreifenden Entente einen Geländegewinn von zwölf Kilometern einbrachte und dafür eine Million Soldaten das Leben kostete, ließ Meinecke fragen, „welchen Sinn [...] dieses Morden vernünftigerweise noch haben kann.“⁷⁶ Als der von den Ereignissen anscheinend vollkommen unbeeindruckte englische Premier Lloyd George Ende September 1916 eine Fortsetzung der Kämpfe bis zu einem endgültigen „Knock out“ Deutschlands forderte, bewies dies für Meinecke nur, wie sehr auch in den westlichen Demokratien die Leidenschaften der Straße zur Herrschaft gelangt waren:

„Krieg und Staatskunst sind deswegen jetzt hypertrophisch geworden, weil die Demokratie dort hypertrophisch geworden ist. Sie kann den Weg in den Krieg hinein, aber nicht aus dem Kriege heraus zu einem staatsmännischen Frieden wieder finden.“⁷⁷

Das allgemeine Desaster der Kriegspolitik erschütterte Meinecke schwer. Er verarbeitete diese Erfahrung in seinem bereits in Arbeit befindlichen „Staatsräson“-Werk, indem er den Geltungsverlust dieser gegen eine blinde Gewalt- und Expansionspolitik gerichteten Idee beklagte.⁷⁸ Hatte Meinecke in seinen Darstellungen zur Reformzeit die im Zeichen des Nationalismus stattfindende Politisierung der Massen noch uneingeschränkt als einen Prozess der Versittlichung beschrieben, so war diese optimistische Deutung für die Gegenwart nicht mehr aufrechtzuerhalten. Im Gegenteil: Die Politisierung der Massen hatte auf allen Seiten die Durchführung einer Alles-oder-Nichts-Po-

75 Ausführlich zu Meineckes Position innerhalb der deutschen Kriegszieldiskussion vgl. Meinecke: Meinecke (wie Anm. 10), S. 243-275.

76 Friedrich Meinecke: Staatskunst und Leidenschaften (Ende September 1916). In: ders.: Werke IX (wie Anm. 16), S. 578-585, hier S. 578.

77 Ebd., S. 583.

78 Ders.: Die Idee der Staatsräson (wie Anm. 5). Zu ihr vgl. Ernst Schulin: Friedrich Meinecke, Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. In: Volker Reinhardt (Hrsg.): Hauptwerke der Geschichtsschreibung, Stuttgart 1997, S. 421-424.

litik gestärkt, bei der die irrealen Hoffnung auf eine endgültige Zertrümmerung der gegnerischen Macht im Mittelpunkt stand. Der von den modernen Industriestaaten mit ihren enormen Machtmitteln über Jahre geführte Krieg hatte sich als eine dämonische, weil von aller politischen Logik befreite Urgewalt erwiesen.

Vor diesem Hintergrund erklärte Meinecke im Herbst des Katastrophenjahres 1916 die Außenpolitik Bismarcks zu einer „Wunderleistung des geschichtlichen Lebens“. Der Reichsgründer habe für seine Politik schon die Kraftquellen des modernen Industriestaates genutzt, deren destruktive Gewalt aber noch durch eine „reine, wägend-wagende Staatskunst“ bannen können.⁷⁹ Die von ihm geführten Kriege seien kurz, verlustarm und erfolgreich gewesen. Sie wurden durch Friedensschlüsse beendet, die eine politische Verständigung zumindest nicht ausschlossen. Vor allem aber hatte Bismarck gerade als Realpolitiker eine klare Vorstellung von den Grenzen der deutschen Macht entwickelt, was ihn grundlegend von seinen Nachfolgern unterschied. So fand für Meinecke die Idee der Staatsräson in dem Begründer des deutschen Nationalstaates ihren „besten und höchsten“, aber auch – wie hinzuzufügen ist – letzten Ausdruck.⁸⁰ Denn dass der Politikstil Bismarcks mehr dem Ancien Régime als einer modernen Massendemokratie entsprach, daran bestand für Meinecke kein Zweifel. Insofern stellte sein neuer Blick auf Bismarck immer auch einen Akt des Abschiednehmens dar. Wie sehr es auch ein Glück bedeutet hatte, von einem Bismarck regiert worden zu sein, das kam Meinecke bei den Gewaltexzessen des 20. Jahrhunderts, die ihn nicht ohne Wehmut an das „lange ruhige Ausatmen der Reichsgründerzeit“ zurückdenken ließen, immer stärker zu Bewusstsein.⁸¹

4. Zur Beurteilung Bismarcks nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Anders als man dies vielleicht vermuten könnte, bewirkte die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs keine bemerkenswerte Veränderung von Meineckes Bismarck-Bild. Zwar vertrat er nach 1945 wiederholt die Forderung nach einer

79 Friedrich Meinecke: Staatskunst (wie Anm. 76), hier S. 582.

80 Ders.: Die Idee der Staatsräson (wie Anm. 5), S. 488 und 491.

81 Vgl. nur ders.: Autobiographische Niederschrift vom März 1939. In: ders.: Werke VIII (wie Anm. 2), S. 449–454, hier S. 450.

Revision des deutschen Geschichtsbildes⁸² und betonte dabei, dass jetzt auch Bismarck „neu gesehen werden [muss]“⁸³, aber mit solchen Appellen forderte Meinecke nicht zum Bildersturz auf, sondern er distanzierte sich von der Bismarck-Orthodoxie einer noch weithin in einem machtsstaatlichen Nationalismus befangenen Historikerkunft.⁸⁴ Für sich selbst sah Meinecke hingegen keinen Anlass zu drastischen Neubewertungen.

Die grundsätzliche Berechtigung der Deutschen, einen eigenen Nationalstaat zu bilden, stand für Meinecke auch nach 1945 außer Frage. Da er aber trotz seiner Distanz zur borussischen Geschichtsschreibung⁸⁵ eine realistische Alternative zu dem von Bismarck beschrittenen Weg einer „Revolution von oben“ nicht zu benennen wusste, blieb für ihn die Reichsgründung, die nach seiner Überzeugung den „Grenzen und Maßen des alten Europas“ noch entsprochen hatte, unverändert eine „Leistung von historischer Größe“.⁸⁶ Diese Einschätzung war für ihn umso leichter aufrechtzuerhalten, als er zwar in der Vormachtstellung der konservativen Machteliten Preußens einen schweren, aber doch keineswegs unheilbaren „Geburtsfehler“ des Kaiserreiches erblickte. An die grundsätzliche Entwicklungsfähigkeit des politischen Systems wollte er, sicher auch eingedenk seiner eigenen politisch-publizistischen Kämpfe, weiterhin glauben. Und Bismarck, über den er 1917 sogar einmal geschrieben hatte, dieser habe „im neuen Reich eine Art von Diktatur aus[geübt]“⁸⁷, avancierte im Rückblick des 83-Jährigen zu einer Art politischer Hoffnungsträger:

„Wäre die bismarcksche Vorsicht und weise Behutsamkeit in der Europa- und Weltpolitik seiner Nachfolger auch weiter geübt worden, so hätten wir auch die Gefahrenzone der imperialistischen Ära ungeschädigt durchschreiten und vielleicht auch in der Heilung unserer inneren Schäden vorankommen können.“⁸⁸

82 Vgl. ders.: Die deutsche Katastrophe (1946). In: ders.: Werke VIII (wie Anm. 2), S. 321-445, dazu die Vorbemerkung, S. 323 f. und in seinem Ende 1945 verfassten, aber ungedruckt gebliebenen Entwurf zu einem Geleitwort für den ersten Nachkriegsband der HZ. In: ders.: Werke X (wie Anm. 18), S. 611 ff. Dort auch sein Brief vom 1. September 1946 an Gustav Mayer, S. 449 f. Vgl. ferner seine Briefe vom 26. Oktober 1945 an Eduard Spranger und vom 22. November 1945 an Wilhelm Steffens. In: ders.: Werke VI (wie Anm. 6), S. 575 f. und S. 240 f.

83 Friedrich Meinecke am 17. Juni 1946 an seine Tochter Sabine Rabl und am 21. Juni 1946 an Aage Friis. In: ders.: Werke X (wie Anm. 18), S. 446 f. und S. 447 ff., hier S. 449.

84 Für diese steht vor allem Arnold Oskar Meyer: Bismarck. Der Mensch und der Staatsmann, Leipzig 1944. Dazu kritisch Friedrich Meinecke am 29. Dezember 1943 an Otto Becker. In: ders.: Werke X (wie Anm. 18), S. 425 f.

85 Sehr prononciert ders.: Der nationale Gedanke im alten und neuen Deutschland (Dezember 1918). In: ders.: Werke IX (wie Anm. 16), S. 608-623, hier S. 612.

86 Ders.: Die deutsche Katastrophe (1946). In: ders.: Werke VIII (wie Anm. 82), S. 431 und 380.

87 Ders.: Reich und Nation seit 1871. In: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 11 (1917), Sp. 907-952, hier Sp. 909.

88 Ders.: Die deutsche Katastrophe (1946). In: ders.: Werke VIII (wie Anm. 82), S. 381.

Wenn er trotzdem mit Blick auf das Jahr 1933 auch das Werk Bismarcks nicht frei von „Tragik“⁸⁹ sah, dann waren dafür soziale Wandlungsprozesse im deutschen Bürgertum verantwortlich zu machen. Durch den rasanten Aufstieg Deutschlands zur Industrienation hatte seiner Meinung nach das alte, von umfassender humanistischer Bildung geprägte Bürgertum, das er in Gelehrten wie seinem einstigen Freiburger Kollegen Alfred Dove⁹⁰ oder dem ihm aus seiner Straßburger Zeit bekannten Kunsthistoriker Georg Dehio⁹¹ verehrte, immer mehr an sozialer Bedeutung eingebüßt. Ein rein sachlich denkendes Fachmenschentum, das durch „die falsch verstandenen Lehren des modernen Realismus und der Bismarckzeit überheblich und maßlos geworden“⁹² war, sah er an dessen Stelle gerückt. Im Aufstieg dieser „neu-deutschen“ Elite, der es nach seinem Empfinden an gewachsenen Bindungen und Kulturtraditionen fehlte, erblickte er den tiefsten und letzten Grund für den Niedergang des Liberalismus. Politisch ohne feste Orientierung war diese „mächtige Schicht der Halb- und Dreiviertelsgebildeten“⁹³ bereits im Krieg der radikalen Propaganda von Alldutschen und Vaterlandspartei gefolgt und hatte damit „ein genaues Vorspiel für den Aufstieg Hitlers“ abgegeben.⁹⁴

Die soziokulturellen Folgen, die sich aus dem durchschlagenden ökonomischen Erfolg der Reichsgründung ergaben, waren also nach Meineckes Diagnose dafür verantwortlich zu machen, dass aus der Erschütterung des Weltkriegs ein neuer deutscher Radikalnationalismus hervorgehen konnte. Nicht Bismarck, wohl aber diejenigen Teile des deutschen Bürgertums, die von ihm „nur die Kürassierstiefel und nicht den Kopf geerbt“⁹⁵ hatten, sah Meinecke in einer Vorgeschichte des Dritten Reiches prominent vertreten.

Als 1956 der Freiburger Meineckeschüler und Bismarckkenner Hans Rothfels der Neuausgabe der „Großen Deutschen“ auch ein Bismarck-Porträt

89 Ebd., S. 337.

90 Vgl. ders.: Alfred Dove. Nachruf (1916) sowie ders.: Alfred Dove und der klassische Liberalismus im neuen Reiche (1925). Beide in: ders.: Werke VII (wie Anm. 3), S. 356-385 und S. 386-412.

91 Vgl. das Kondolenzschreiben von Friedrich Meinecke am 25. März 1932 an Ludwig Dehio. In: ders.: Werke X (wie Anm. 18), S. 338 sowie ders.: Erlebtes in Straßburg (1901-1906). In: ders.: Werke VIII (wie Anm. 2), S. 148 f.

92 Ders.: Erlebtes in Berlin (1914-1919). Schlußbetrachtungen 1943/44. In: ebd., S. 315-320, hier S. 316.

93 Ders.: Staatskunst (wie Anm. 76), S. 584.

94 Ders.: Die deutsche Katastrophe. In: Werke VIII (wie Anm. 82), S. 354. Eine ähnliche Bewertung dort auf S. 346. Zur näheren Einordnung und Bewertung des immer wieder grotesk verkanteten Werkes vgl. vor allem Wolfgang Wippermann: Friedrich Meineckes „Die deutsche Katastrophe“. Ein Versuch zur deutschen Vergangenheitsbewältigung. In: Erbe (Hrsg.): Friedrich Meinecke heute (wie Anm. 20), S. 101-121; ders.: „Deutsche Katastrophe“. Meinecke, Ritter und der erste Historikerstreit. In: Bock/ Schönpflug (Hrsg.): Friedrich Meinecke in seiner Zeit (wie Anm. 36), S. 177-191.

95 Ders.: Staatskunst (wie Anm. 76), S. 584.

trait beisteuerte, beendete er seinen Essay mit den Worten, dass aus der Distanz des Heute die Gestalt des Reichsgründers „gewiss nicht kleiner, sondern eher größer“ erscheine.⁹⁶ Untersucht man die Entwicklung, die das Bismarck-Bild seines Lehrers seit 1890 genommen hat, wird man diese Einschätzung bestätigt finden. Ungeachtet der von Meinecke über alle Zäsuren hinweg betriebenen Historisierung Bismarcks hatte bei ihm der Geschichtsbruch des Ersten Weltkrieges zu einer grundsätzlichen Aufwertung von Person und Werk des Reichsgründers geführt.

96 Hans Rothfels: Otto von Bismarck 1815-1898. In: Die Großen Deutschen, Neuausgabe, hrsg. von Hermann Heimpel, Theodor Heuss und Benno Reifenberg, Berlin 1956, Bd. 3, S. 477-492, hier S. 492.